



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus dem Missionsleben.

Doch zurück zu unserm jungen, schwarzen Freunde! Betrachten wir ihn nun im zweiten Akt. — Wohlgemut, nichts Schlimmes ahnend, die Brust voll froher Hoffnungen, lenkt er eines Abends seine Schritte dem heimatischen Kraale zu. Bisher ist sein Leben in schönster Harmonie verlaufen; warum sollte es nicht immer so weitergehen? Doch sieh, da erklingt plötzlich ein greller Mißton! Es ist, wie wenn auf einem musikalischen Instrument eine Saite springt. —

„Wäre nicht der Reid der Götter,
Menschen könnten glücklich werden;
Wäre nicht der Haß der Menschen,
O, wie schön wär' es auf Erden!“

singt der Dichter. Nun, Gott sei Dank, als Christen wissen wir, daß es nicht der Reid der Götter ist, der sich des Hasses der Menschen bedient, um uns eine Trübsal zu schicken, sondern vielmehr die unendliche, unergreifliche Güte Gottes, die uns vom Irdischen losreißen und einem höheren, übernatürlichen Ziel entgegenführen will.

Schon ganz nahe seinem Reiseziel wird der junge Wanderer plötzlich von rohen Menschen überfallen, niedergeworfen und in ein abgelegenes Gebüsch geschleppt. Dort wird er ausgeraubt, jämmerlich mißhandelt und zuletzt auf beiden Augen geblendet. Vom namenlosen Schmerz betäubt, bleibt er, wie tot, regungslos liegen. Die Unmenschen, welche kalten Herzens die graufige Tat vollbracht, entfernen sich eine Weile. Sie wollen ihre Messer zureichten, dem Nermsten den Leib aufschlitzen und zu abergläubischen Zwecken und heidnischen Medikamenten Herz und Leber herausnehmen.

Doch seine letzte Stunde war noch nicht gekommen. Nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich und schleppt sich, dem matervollen Tode zu entrinnen, mühsam auf Händen und Füßen weiter. Gott, der die Wunden schlägt und wieder heilt, lenkte die Bewegungen des Unglücklichen in die Nähe der dortigen anglikanischen Missionsstation. Alles entsetzt sich bei seinem Anblick! Man spendet ihm die erste, dringendste Hilfe und schickt ihn dann nach Mariburg ins Sanatorium, das den erprobten Händen katholischer Schwestern anvertraut ist.

So ist der junge Mann auf der dritten Station seines Lebens angelangt. Lange schwebt er zwischen Leben und Tod; endlich ist die Gefahr vorbei, aber bis zu seiner völligen Genesung vergehen volle drei Jahre, und das verlorene Augenlicht konnte ihm natürlich keine ärztliche Kunst wiedergeben. In der Zwischenzeit wurde er vom Hochw. P. Mayr im christlichen Glauben unterrichtet und getauft. So wurde ihm durch Gottes weise Fügung statt des verlorenen Gesichtssinnes das wahre Licht unseres hl. Glaubens zu teil.

Fragen wir hier, wer waren denn diese Teufel in Menschengestalt, welche den armen, unschuldigen Menschen so übel zurichteten, und was war denn der Grund ihrer schaudervollen Tat? Die eigentlichen Urheber waren — Gott sei's geklagt! — seine eigenen Leiblichen Brüder, und der Grund war schändliche Habsucht. Um sich ungestört seinen Besitzum aneignen zu können, hatten sie mit einigen ruchlosen Gesellen verabredet, wie sie den Bruder bei seiner Rückkehr überfallen und heimlich aus dem Wege schaffen könnten. Neue darüber kannten sie nicht, hatten sie doch die Unverfrorenheit, den armen, geblendeten Bruder im Sanatorium zu besuchen und ihm nahe zu legen, er möge ihnen seinen Besitz vermachen, da er doch blind und halbtot sei und also damit nichts anzufangen vermöge. —

So tief kann der Mensch sinken, wenn ihn die Leidenschaft vertritt und blendet.

Griff die weltliche Behörde nicht ein? — Doch, allein die rohen Gesellen gingen straflos aus. Sie leugneten alle. Nur einer der Täter wurde verhaftet; man hatte ihn an einer Witzwunde am Finger erkannt, die ihm der Ueberfallene beigebracht hatte. Allein auch er log sich hinaus und mußte schließlich freigegeben werden. Nun dem Gerichte Gottes werden sie nicht entgehen.

Rehren wir zu unserm Blinden zurück. Er steht nun in seiner Tragödie beim vierten Akt. Seine leibliche Gesundheit ist so ziemlich hergestellt, die geistige hat er neu gewonnen. So verläßt er denn das Sanatorium, das ihm zur zweiten Heimat geworden, und kehrt in sein Haus zurück. Seine Braut war ihm nicht nur treu geblieben, sondern hatte in der Zwischenzeit ebenfalls den christlichen Glauben angenommen. Er führt sie als Gattin heim, und wird der Vater mehrerer Kinder. Drei derselben haben schon das Zeitliche gesegnet, das dritte und jüngste lebt. Gesehen hat er sie allerdings noch nicht, das wird erst drüben, im besseren Leben, stattfinden.

Sieben Jahre sind nun verflossen, seit er das Sanatorium Mariburg verließ. Seine Heimat ist in Grentow; weil sich daselbst keine katholische Mission befindet, geht er zum Empfang der hl. Sakramente zeitweilig nach „St. Augustin“, was für ihn und seinen Führer volle drei Tage in Anspruch nimmt. Aus dem einst so frohen, lebenslustigen Jüngling ist ein ruhiger, gefestigter Mann geworden. Er nimmt es ernst mit seiner religiösen Pflicht, trägt still und gelassen sein schweres Geschick und schreitet mit seinem Kreuz mutig den Kalvarienberg hinan.

Heil ihm, wenn er mit Gottes Gnade glücklich bei der letzten Station angekommen! Auf seinen Charfreitag wird ein herrlicher Ostertag folgen, und auf die irdische Nacht wird die Sonne der Gerechtigkeit ihm tagen für die ganze Ewigkeit!

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Siegler, R. M. M.

Emaus, 11. Februar 1910. — Angela, ein etwa sechzehnjähriges Kaffermädchen wird krank. Da lange Zeit kein Zeichen der Besserung eintritt, äußert sie den Wunsch, zu den Ama-Romas, zur katholischen Missionsstation, gebracht zu werden. Der Vater ist sofort damit einverstanden; er weiß, dort ist sein Mädchen gut aufgehoben, bekommt ihre Pflege und alles, was sie braucht, während sie ihm zu Hause als kranke, arbeitsunfähige Person nur zur Last ist.

Dem probaten Grundsatz folgend „frisch gewagt, ist halb gewonnen“, spannt er acht Ochsen an den in der Hütte bereitstehenden Schlitten, hebt seine Angela in den darüber angebrachten korbähnlichen Aufsatz hinein und fährt, ohne sich irgendwie zuvor angemeldet zu haben, wohlgenut der Missionsstation Emaus zu. Beim Kaffer heißt es einfach: „Da bin ich, da habt ihr mich!“

Wie der Blitz verbreitet sich auf der Station die Kunde: „Ein krankes Kaffermädchen ist mit Ochsen auf einem Schlitten hierher gebracht worden und will bei uns bleiben! Können und sollen wir sie behalten? Wo ist ein passender Ort, um sie eventuell unterzubringen?“ — Man ruft auch die Schwester Oberin herbei. Die ist sofort durch den Umstand gewonnen, daß das kranke Mädchen „Angela“ heißt, wie sie selbst, und macht den

Vorschlag, ihr eine Lagerstätte im sogenannten „Magazin“ herrichten zu lassen. Der Rat findet allgemeinen Beifall. Das Magazin, ein großes geräumiges Zimmer, steht zur Benützung frei; es befindet sich gegenwärtig nicht darin, als einige Utensilien zur Käseerei, hat einen guten Bretterboden, das nötige Licht, kurz, ist für den genannten Zweck gerade wie geschaffen.

Der Kaffee, der seine Tochter persönlich hieher gefahren hatte, hört die Kunde mit Entzücken. Er kippt einfach den Schlitten mit dem darauf befestigten Korbe um, zieht sein Töchterlein, sanft oder unsanft, wie's eben geht, daraus hervor und trägt sie mit Hilfe eines

lichtkeit nichts zu wünschen übrig; man gab, was man hatte, und die Kaffern waren im Zugreifen nicht blöde.

Inzwischen schaute ich selbst die Kranke etwas an. Bei Weißen erkennt man die Krankheit schon an der veränderten Gesichtsfarbe, beim Schwarzen zwar auch, denn bei ihm nimmt das Gesicht in Krankheitsfällen eine hellere Färbung an, allein immerhin bleibt es bei ihm viel schwerer, aus der Gesichtsfarbe allein den Krankheitszustand zu beurteilen. Das Zählen der Pulschläge läßt auch noch manchen Zweifel übrig, das sicherste bleibt, das Messen der Blutwärme mit dem Thermometer. Ich zog also mein Instrument hervor und maß



Auf hoher See.

schwarzen Genossen in's Magazin. Ein paar Schwestern beeilten sich, einen weichen Strohhack nebst Kissen und Decken herbeizuschaffen, und so hat die verwunderte Angela eine Lagerstätte so schön und fein, wie sie sich's im Traume nicht hätte besser einbilden können.

Was fehlte denn der Kranken eigentlich? Einige vermuteten, sie sei vom Schla ge gerührt worden, denn die ganze linke Seite war lahm, andere befürchteten, sie habe die Lungenschwindsucht, denn sie mußte beständig husten. Man fragte Vater und Mutter und ihre sonstigen Angehörigen, diese aber sagten, sie könnten jetzt nicht reden; sie seien von dem weiten Transport so erschöpft, daß sie vor allem ihren Hunger und Durst stillen müßten; ob wir ihnen denn nichts zu essen und zu trinken geben könnten? Die Bitte ließ an Deut-

38½ Grad Celsius. Angela hatte also ein mittleres Fieber.

Die Kaffern staunten meinen Maximal-Thermometer als ein wahres Wunder an. Sie erkannten, das Instrument war in die geheimsten Tiefen der Krankheit ihres Kindes eingedrungen, der weiße Doktor hatte dann einfach vom Glase die Sache abgelesen und wußte nun alles! Damit stieg natürlich das Vertrauen, das sie zu mir hatten, auf Höchste. Der Vater fuhr mit seinem Schlitten heim, die Mutter aber blieb zur Pflege ihrer Tochter hier und befolgte gewissenhaft alles, was ich zur Kur verordnete.

Zunächst ließ ich der Kranken Leinwandstücke, die man in kaltes Wasser getaucht und darnach ausge-rungen hatte, auf den Oberleib legen und wieder weg-

nehmen, sobald sie heiß geworden waren. Die Mutter verstand den Zweck dieser Manipulation nicht, tat aber getreulich, was ich ihr sagte. Ich weiß, der Kaffer verlangt bei Krankheiten vor allem „umuti“, Medizin. Dieselbe darf so bitter sein, wie sie mag, tut nichts, der Kranke trinkt sie bis zum letzten Tropfen mit Bier; nur e i n e s muß sie haben, wenn sie in seinen Augen Gnade finden soll, eine s c h ö n e F a r b e. Zu Pulvern hat er weniger Vertrauen, zu den kleinen homöopathischen Kügelchen vollends gar keines; diese straft er mit Verachtung. In diesem Falle gab ich aber der Kranken dennoch ein homöopathisches Mittel, nämlich „Aconit“, weil ich weiß, daß dasselbe, zumal im Anfangsstadium einer Krankheit, außerordentlich günstig wirkt. So auch hier; am nächsten Morgen hatte Angela nur mehr 37½ Grad Fieber und ihr Gesamtbefinden hatte sich bedeutend gebessert. Ich zweifle nicht, daß sie in wenigen Wochen, vollständig hergestellt, wieder in den heimatischen Kraal zurückkehren wird.

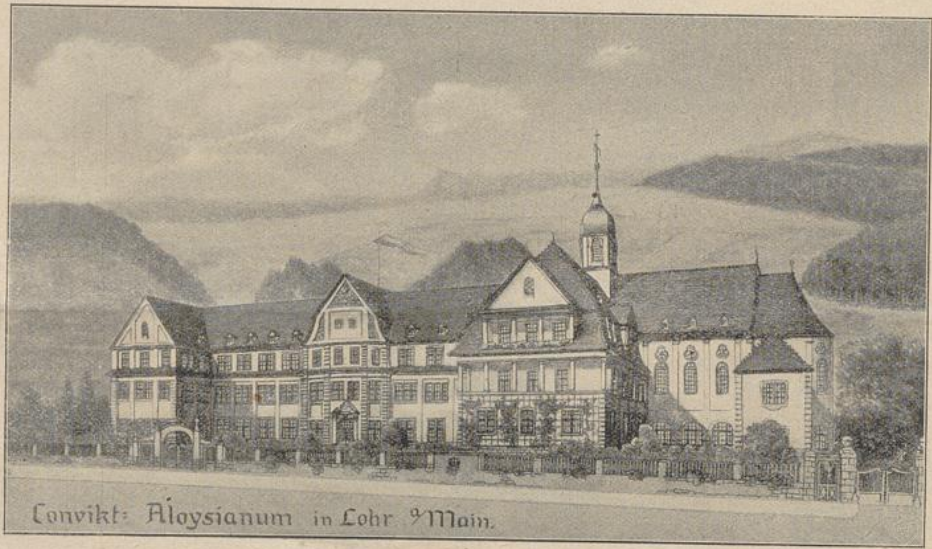
Abend über die Bruchstelle. Du wirst staunen, wie schnell der Knochen wieder zusammenwächst!”

„Baba, n'kosi!“ Mein Vater und Gebieter“, rief der Kaffer aus, hob Arm und Zeigefinger der rechten Hand, machte noch ein halbes Duzend Bücklinge und trollte übergücklich von dannen.

Endlich kam heute noch eine Frau zu mir mit der Bitte, zu ihrer uralten, wohl schon hundertjährigen Mutter zu kommen. Diese sei unwohl und möchte nicht ohne die hl. Taufe sterben.

Es war allerdings schon ziemlich spät am Nachmittag, und stand überdies ein schweres Gewitter, Unheil drohend, am Himmel; allein in solchen Fällen gib't's beim Priester kein Bedenken, ich machte mich einfach auf den Weg und ging.

Das gute alte Mütterchen war hinreichend unterrichtet und bestens disponiert, sodaß ich ihr ohne Bedenken die hl. Taufe spenden konnte. Ich hatte ihr schon vorher durch ihre Tochter eine Decke verabreichen lassen,



Convikt: Aloysianum in Lohr a. Main.

Ihre Mutter warf schon manch' begehrliehen Blick nach dem Futterale meiner Brille. Sie glaubte steif und fest, es sei S c h n u p f t a b a k darin. Eine kräftige Priße geht dem Schwarzen über alles; oft und oft werde ich von Männern und Weibern um Tabak angebettelt und nur selten wollen sie es mir glauben, wenn ich ihnen sage, daß ich weder rauche noch schnupfe. So 'was erscheint ihnen einfach als ein unbegreifliches Rätsel. „Weshalb denn nicht schnupfen, wenn man den besten Tabak in Hülle und Fülle haben kann? So was findet man aber auch nur bei den Ama-Romas.“

Heute kommt ein Kaffer hierher geritten und klagt: „Mein Junge hat sich durch einen Sturz vom Pferde den Oberarm gebrochen; gib mir eine Medizin!“

Der Kaffer verlangt bei jedem Unwohlsein eine Medizin. So wählte dieser Vater hier, der gebrochene Arm seines Sohnes würde, obschon man ihn inzwischen wieder eingerichtet hatte, nicht zusammenwachsen, wenn man nicht auch eine Medizin anwendete. Ich kam daher seinem Wunsche entgegen, gab Arnika, die in den hiesigen Bergen massenhaft wächst, kochte daraus einen kräftigen Abjud und händigte dem Bittsteller eine große Flasche voll ein mit den Worten: „Da nimm diese umuti, und gieße davon täglich dreimal: am Morgen, Mittag und

jezt schenkte ich beiden noch einige Äpfel und ein Stück Brot, was die guten, armen Leuten übergücklich machte. Das Gewitter hatte sich inzwischen verzogen, und so kam ich wohlbehalten mit dem glücklichen Bewußtsein nach Hause, durch einen kleinen Liebesdienst ein paar armen Leuten eine große Freude gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Knaben-Konvikt „Aloysianum“ in Lohr am Main.

Gewiß kennen viele unserer Leser das traute, an der Bahnlinie „München-Köln“ gelegene L o h r a. M. mit seiner herrlichen, überaus gesunden Lage. Das etwa 6000 Einwohner zählende bayerische Städtchen hat eine Heilanstalt für Lungenfranke, eine Schullehrerpräparandie, ein vollständiges Kgl. Gymnasium usw.

Hiezu gesellt sich nun das neue K n a b e n - K o n - v i k t „A l o y s i a n u m“. Zweck desselben ist, katholischen Knaben und Jünglingen während ihrer Studienstudienzeit — die humanistischen Studien selbst machen sie am genannten königlichen Gymnasium — ein r e l i g i ö s e s H e i m zu bieten. Das Konvikt sorgt nämlich für die leiblichen Bedürfnisse seiner Zöglinge, überwacht und